

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als Dora vor wenigen Wochen auf dem Hochzeitstisch oberhalb Berchtesgaden saß und sich selbst gelobt hatte, zu glauben, zu vertrauen, hätte sie festhalten sollen an ihrem Gelöbnis, und als sie bei der Rückkehr ins Hotel den schweren seelischen Schlag empfing, den der Brief der Frau Wolf mit der Nachricht von dem Duell brachte, hätte Dora sich treu bleiben müssen, sich selbst und ihrem Gelöbnis. Zweifel hätte sie wohl hegen können, aber sie durfte nicht, bevor sie den Zusammenhang genau kannte, in ihrem Innern Werner beurteilen.

Ja, sie mußte wieder gut machen, und sie wollte Werner zwingen, ihr zu verzeihen. Alle Liebenswürdigkeit, deren ein Weib fähig ist, wollte sie ausbieten, um den beleidigten, zürnenden Mann zu versöhnen. Sie hatte sich früher diese Fähigkeit, diese Kraft gar nicht zugetraut; jetzt wußte sie, daß ihre Liebe auch diese Hindernisse überwinden würde.

Der Brief, den sie vom Geheimrat Kersten erhielt, war recht unangenehm und beschämend; aber er war nur eine Folge ihrer Handlungsweise und mußte auch ertragen werden. Selbstverständlich würde auch der alte Geheimrat eines Tages anders von ihr denken. Noch hatte sie vier Monate Zeit, noch hatte sie in ihrer Eigenschaft als Chefin Werners so viel Gelegenheit, mit ihm zusammen zu kommen und ihm zu zeigen, wie es wirklich in ihr aussah, daß sie wohl hoffen durfte, alles wieder gutzumachen. Werner liebte sie ja, und wer liebt, verzeiht. Gewiß litt er jetzt schwer, wie sie gestritten hatte, und wenn es nach ihr gegangen wäre, wenn sie nicht alle Rücksichten, die Lebensart und Sitte vorschreiben, zu nehmen gehabt hätte, wäre sie zu Fuß durch das Birkenwäldchen bis zu seiner Villa gelaufen, wäre ihm um den Hals gefallen und hätte ihm zugerufen:

„Mein geliebter Werner! Ich bin eine Närrin gewesen, und habe dir wehe getan. Hier bin ich, um dir zu sagen: ich will dein Weib sein und alles wieder gutmachen an dir, was ich verschuldet.“

Er liebte sie ja, und deshalb konnte er nicht auf die Dauer zürnen, wenn er sah, wie es wirklich um ihre Gefühle stand.

Dora war so verändert, so ruhig, so heiter, daß Frau Schottelius sie kopfschüttelnd betrachtete. Davon, daß Werner gekündigt worden war, wußte Frau Schottelius nichts. Diese Ruhe und Heiterkeit Doras aber kamen ihr verdächtig vor. Eine neue Gefahr zog herauf. Dora hatte sich voll Enttäufung von Werner abgewandt, als sie glaubte, daß er eine andere Liebe. Aber nun hatten sich die Verhältnisse vollständig verschoben. Frau Glover hatte sich mit Lothar Kersten verlobt, Werner schien völlig unschuldig an der

ganzen Duellaffäre, und jedenfalls war er kein liebender Verehrer der Frau Glover gewesen. Das mußte Dora erfahren haben, und deshalb war sie wieder glücklich und ruhig. Nun galt es gegen den abscheulichen Bergrat Spalding neue Minen zu legen, und Frau Schottelius war nicht abgeneigt, ihr Werk fortzusetzen. — —

Die Fahnen flatterten auf allen Bergen, die Theresenhütte war in voller Flaggengala, selbst auf der Villa des Bergrats war die schwarz-weiß-rote Fahne aufgezogen. Die Justinius-Grube hatte gesagt, in Dorotheenhof standen Ehrenpforten, und alle Häuser der großen Arbeiterkolonie waren dekoriert.

Als Dora, begleitet von Frau Schottelius, im Automobil ankam, krachten die Böllerschüsse, und die Musik blies Fanfaren. Heute war die Einweihung der von Dora neu errichteten Mädchen-Fortbildungsschule. Sie hatte in einem liebenswürdigen Schreiben Werner aufgefordert, die Einweihungsfeier zu leiten, da seiner Tätigkeit und seinen Bemühungen diese frühzeitige Eröffnung der Fortbildungsschule zu danken sei. Werner hatte ihren Brief als ein dienstliches Schreiben betrachtet und hatte die Arrangements für das Fest so gut getroffen, als es hing.

Am Eingange zu dem Grundstück, auf dem die neue Mädchen-Fortbildungsschule stand, hielten Berg- und Hiltenteute in Paradeuniform die Wache und bildeten Spalier bis zum Eingange. Vor diesem erwarteten die Lehrer und Lehrerinnen, die Pflegerinnen des Kinderheims, der Nachtekt und eine Anzahl höherer Beamten, an deren Spitze Bergrat Spalding, die Besitzerin der Werke.

Die Musik blies einen Choral und alle Häupter entblöhten sich.

Zum erstenmal stand Dora wieder vor Werner. Sie sah an seiner rechten Kopfsseite die breite Wasse im Haar mit der brennend roten Narbe.

Für sie hatte er sein Blut vergossen, für sie hatte er sein Leben gewagt. Wenn dieser Mann doch geahnt hätte, was in diesem Augenblicke in Doras Brust vorging, wenn er geahnt hätte, was sie für ihn empfand, er hätte nicht so eisig kalt vor sich hingeblickt, er hätte nicht eine so abweisende feierliche Miene aufgesetzt gehabt.

Die Musik schwieg. Werner trat vor mit dem Schlüssel zu dem Hause in der Hand.

„Gnädiges Fräulein!“ begann er seine Ansprache. „Der Bau, den Sie befohlen haben, ist vollendet. Die neue Mädchen-Fortbildungsschule ist eingerichtet und kann heute eröffnet werden. Zum Wohle der Bewohnerschaft, zum Wohle der Kinder unserer Arbeiter haben Sie diese neue Stätte für Bildung und Unterricht entstehen lassen. Möge Gottes Segen auf diesem Werke ruhen und möchte es alle die Früchte bringen, die Sie von ihm erhoffen. Ich überreiche Ihnen den Schlüssel, damit Sie durch Öffnung des Hauses gleichzeitig andeuten, daß diese neue Lehranstalt mit dem heutigen Tage eröffnet ist.“

Dora übernahm den Schlüssel und antwortete kurz: „Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte, Herr Bergrat, halte es aber für meine Pflicht, Ihnen noch den Besonderen Dank dafür auszusprechen, daß durch Ihre Bemühungen der Bau so rasch gefördert und die Eröffnung der neuen Fortbildungsschule ermöglicht worden ist. Ich danke Ihnen hier öffentlich für Ihre Bemühungen, wie ich dies bereits privatim getan habe.“

Dann nahm Dora den Schlüssel, steckte ihn ins Schloß, und mit den Worten:

„Zur Ehre Gottes und zum Nutzen unserer Arbeiterschaft,“ schloß sie die Haustür auf. Dann betrat sie, gefolgt von den Personen, die sie erwartet hatten, das Haus, wo Chorgesang von Mädchenstimmen sie empfing. Die Pflegebefohlenen des Kinderheims, die Lehrerinnen und die Schülerinnen der neuen Fortbildungsschule standen im Vestibül und begrüßten die Erbauerin der neuen Schule mit lautem Gesang.

Es folgte ein Rundgang durch das Haus. Der Architekt gab noch einige Erklärungen; dann begab man sich nach dem Speisesaal, der neben der Küche errichtet war, und in welchem weibliche Angestellte der benachbarten Werke fortan einen guten und wohlfeilen Mittagstisch finden sollten. Hier stand ein Frühstück bereit, und Dora dankte noch einmal, bevor man sich zu Tische setzte, allen denen, die am Werke mitgeholfen, insbesondere dem Bergrat Spalding.

Dieser stand neben ihr mit demselben ruhigen, kalten Gesichtsausdruck wie vorhin.

„Und nun zu Tische!“ rief Dora. „Ich hoffe, Herr Berg- rat, Sie bleiben zum Frühstück hier.“

„Sie verzeihen,“ entgegnete Werner Spalding, „es ist mir vollkommen unmöglich, hier zu bleiben. Ich habe anders disponiert, und muß unter allen Umständen nach der Justusgrube.“

Er verbeugte sich vor Dora, die ihm die Hand reichte. Sah er die Hand nicht, oder wollte er sie nicht sehen? Er nahm diese Hand nicht, er verbeugte sich nochmals und ging stumm davon.

Dora war blutrot geworden und setzte sich erregt zu Tisch. Aber in wenigen Minuten hatte sie das bittere Gefühl überwunden, das in ihr aufgestiegen war.

Er war der Beleidigte, und er hatte sie durch Verweigerung des Handschlags belehrt, daß er nicht mit sich spielen lasse. Nun hatte er sie gekränkt, und er hatte gewissermaßen ein Recht dazu.

Das Frühstück dauerte nicht allzu lange. Dann setzte sich Dora mit Frau Schottelius wieder ins Automobil, um nach Hause zu fahren. Der Wagen hatte sich kaum in Gang gesetzt, als Frau Schottelius sofort wieder begann:

„Wißt du dir wirklich diese Unverschämtheit gefallen lassen? Der freche Mensch, der Bergrat, nimmt die Hand nicht, die du ihm botest!“

„Er wird sie übersehen haben“, sagte Dora sehr ruhig. „Übersehen? Meinst du?“ höhnte Frau Schottelius.

„Du hast den Zug in seinem Gesicht nicht gesehen, den spöttischen, malignen Zug, du hast nicht gesehen, wie er seine beiden Hände nach seinem Rücken schob, als würde er durch die Berührung deiner Hand vergiftet oder geschändet. Übersehen, sagst du? Nun, ich kann dir sagen, er hat deine Hand sehr deutlich gesehen, er sah fortwährend nach derselben hin. Er wollte dir öffentlich vor all den Leuten, die da versammelt waren, Schimpf und Schande antun, und du gibst ihm ja nur zu sehr Gelegenheit dazu. Du gestattest ihm ja, von Tag zu Tag dreister zu werden, und ich glaube, du verteidigst ihn noch. Du verteidigst ja alles, was dieser Mann jemals gesagt hat oder getan hat.“

Frau Schottelius war so entrüstet, daß sie schwieg, bis der Wagen auf der Rampe von Saarkirchen vorfuhr.

Im Vestibül nahm die Dienerschaft den Damen die Garderobe ab, und eben wollte sich Frau Schottelius nach ihren Zimmern begeben, als ihr Dora sagte:

„Ich habe mit dir zu sprechen, Tante.“

Sie geleitete Frau Schottelius in den Salon, ging einmal rasch hin und her, blieb dann vor der immer verblüffter werdenden Tante stehen und begann:

„Ich kann es nicht länger mehr mit meinem Gewissen vereinigen, liebe Tante, daß du dich den Unbilden des hiesigen Klimas aussetzt. Du hast erst heute früh wieder geklagt, du habest in der Nacht stark gehustet und du bist beständig galliger Laune. Es kommt das nur von dem Klima her, das du nicht verträgst. Es ist hier ein rauhes, untri-

liches Land; auch meine Mutter hat viel unter dem Klima gelitten. Es wäre ein himmelschreiendes Unrecht von mir, wollte ich dich länger hier festhalten. Du hast mir viele dankenswerte und große Dienste erwiesen, indem du seit dem Tode meiner Mutter meine Garderobe gewesen bist. Aber dein Opfer ist nun nicht mehr nötig. Ich habe mir eine Gesellschaftsdame engagiert, eine ältere, vornehme Frau, die heute nachmittag eintrifft. Ich bedarf deiner Dienste nicht mehr, liebe Tante, werde dir aber natürlich für diese immer dankbar bleiben. Ich stelle dir anheim, zur Herstellung deiner Gesundheit sofort nach Aegypten zu gehen, wobei ich natürlich sämtliche Kosten übernehme, und dich dann erst nach deiner Heimat zurückzugeben oder dies jetzt schon zu tun. Ich stelle dir eine Rente zur Verfügung, die dir gestatten wird, nicht nur ohne Sorgen zu leben, sondern die das Dasein recht behaglich zu gestalten. Du mußt aber, wenn möglich noch heute, die drei Zimmer, die du bisher bewohntest, räumen, weil sie für die neue Gesellschaftsdame in Ordnung gebracht werden müssen. Dieselbe wird vorläufig in einem Gastzimmer des Oberstocks Unterkunft finden, aber auf die Dauer kann sie dort nicht bleiben. Du teilst mir vielleicht bei Tische deine Entschlüsse mit.“

Dora verließ den Salon, und Tante Schottelius blieb so verblüfft und niedergeschmettert sitzen, daß sie nicht einmal den Mut fand, in Verwünschungen gegen Dora auszubrechen.

14. Kapitel.

Ein trüber, nebeliger Novembertag!

Der dünne Nebel überzog alles mit einer feuchten Schicht, und grau in grau sah die Landschaft aus. Mit den schönen Tagen war es nun endgültig vorbei.

Werner war nach Hause gekommen, hatte Mittag gegessen und sich zurückgezogen, um Zeitungen zu lesen.

Es gelang ihm aber nicht, einige Sätze hintereinander in sein Verständnis aufzunehmen. Er las halbe Spalten lang und wußte nicht, was er gelesen hatte. Er warf die Zeitung fort und begann im Zimmer auf und ab zu laufen.

Er war unzufrieden mit sich selbst. Die Demonstration gegen Dora Buchwald hätte er unterlassen sollen. Er hatte sich ungezogen betragen, und dafür gab es gar keine Entschuldigung. Wohl, sie hatte ihn verletzt, gekränkt und beleidigt; aber sie war eine Dame, und er durfte ihr gegenüber nicht Böses mit Bösem vergelten. Er hätte ihre Hand ruhig annehmen sollen. Er brauchte ihr sie ja weder zu brüden noch zu schütteln.

Aber er war entrüstet gewesen über ihre Launenhaftigkeit. Nun auf einmal wieder so liebenswürdig gegen ihn. Er kam sich vor wie ein Schoktler, das man erst züchtigt und dann wieder mit Zucker füttert. Nein, hier war seines Bleibens auf keinen Fall; er ging, und wenn man ihm goldene Berge versprach, und wenn die Kündigung zurückstand. Ja, wenn ihm das höchste Glück gewinkt hätte: wenn Aussicht gewesen wäre, sich mit Dora zu verheiraten, er hätte jetzt nicht nachgegeben.

Das Telephon klingelte. Die Justus-Grube meldete sich; Fahrsteiger Oswald war am Telephon.

„Herr Bergrat, Fließ ist durchgebrochen!“

„Wo denn?“

„Im Querschlag. Herr Bergrat, es muß eine furchtbare Masse sein, dünnflüssiges Zeug. Es hat sich durch die einfallende Strecke nach dem Tiefbau ergossen.“

„Wo ist Obersteiger Mandlid?“

„Der ist unten im Tiefbau mit vielleicht hundert Mann.“

„Wo ist die andere Belegschaft?“

„Die kommt soeben ausgefahren. Es scheint sehr schlimm zu stehen, Herr Bergrat.“

„Ich komme sofort!“

Fließ im Querschlag durchgebrochen, wahrscheinlich an der Stelle, wo die Temperatur vor einiger Zeit so tief gesunken war!

„Fließ“ nennt man im westlichen Industriebezirk das „schwimmende Gebirge“, das heißt mit Wasser gemischte Sand- und Toneile von breiter Konsistenz, dick- oder dünnflüssig, die an gewissen Stellen des Gesteins seit Urzeiten eingebettet liegen. Werden diese Stellen angefahren, zum Beispiel durch Strecken oder Querschläge, so daß die absperrenden Gesteinsmassen nicht mehr genügend Widerstand leisten können, dann bricht die breite Masse in die

Strecken hinein, furchtbare Gefahr sowohl für das Bergwerk wie für die Belegschaft bringend.

Werner schrie vom Fenster aus nach dem Chauffeur, der endlich sein Rufen hörte, und befahl ihm, das Auto zurecht zu machen. Er rief noch rasch telephonisch den Geheimrat Kersten an, um ihn von dem Unglück auf Justinus-Grube Mitteilung zu machen.

Wenige Minuten später jagte Werner, so rasch das Auto fahren konnte, nach der Justinus-Grube hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Rene betrauerte immer und immer wieder seine große Freude, daß Kun gekommen sei. Er faßte ihn unter den Arm und sagte: „Kun komme mit mir in mein Arbeitszimmer, da ist's traulicher. Wir werden uns viel zu erzählen haben.“

„Erzählen sollst du viel, aber hier, hier vor diesem Bilde. Du weißt, Rene, es ist nicht meine Sache, viel Worte zu machen. Ich habe eine schwere Zunge, und darum kann ich dir nur sagen: Das Bild hier dünkt mich das größte, das herrlichste Werk, was seit Jahrzehnten geschaffen wurde. Es wird deinen Ruhm in alle Lande tragen und dich zum Könige der Künstler machen.“

Rene reichte ihm die Hand und sagte mit glücklichem Lachen: „Ich danke dir, Kun. Auch ich glaube, daß mir das Werk gut gelungen ist. Aber die Welt wird das Bild nicht zu sehen bekommen.“

„Rene.“
„Gewiß. Ich meine die große Welt. Denn das Bild gehört nicht mir, alles, was darauf ist, jede Figur, jeder Zug, jeder Hauch ist nicht aus mir, sondern ist bloß geliehen, geborgt von eben den Menschen, die du auf diesem Bilde siehst. Und ihnen gehört das Bild, sie sollen es wieder haben, ich schenke ihnen das Bild. In ihrem hölzernen Kirchlein soll es aufgestellt werden. Das ist nicht bloß eine Marotte von mir, Kun. Nein, das bin ich den Menschen schuldig, das ist mein Dank für die wunderbaren, herrlichen Tage, die ich an ihrem Strande verlebte. Vielleicht, oder nicht vielleicht, sondern bestimmt wird dann das Kirchlein und damit das einsame Dorf ein Wallfahrtsort für viele Kunstfreunde werden, und damit wird wohl auch das arme Dorf an Wohlstand gewinnen.“

Rene schwieg und blickte mit liebevollem Blick auf sein Werk. Dann sagte er schlicht: „Das ist Arda Jaszi, und hier Seede Bahlsen,“ und er zeigte mit der Hand dahin.

Er setzte sich neben Kun und fuhr fort: „Zwei liebe Menschen, zwei Menschen, wie es wohl in der Millionenstadt Berlin nicht viel geben wird.“

Er schwieg wieder und drückte dann Kun an sich und sagte innig: „Wie bin ich froh, Kun, daß du da bist. In mir war es so öde, ich fror immer, innerlich fror mich, seit ich vom Meere weg bin.“

„Es wird alles wieder gut, Rene, wenn du erst diese Liebe zu Arda Jaszi überwunden hast, dann bist du wieder der alte Rene.“

Und als Rene traurig vor sich hin sah, sagte Kun: „Erzähle mir von Seede Bahlsen und Arda Jaszi. Seit Arda der Heimat entfloh, hast du mit nichts wieder von beiden Menschen geschrieben.“

„Was sollte ich dir auch schreiben, Kun? Vier Seiten das selbe: Ich bin unglücklich, denn ich habe zwei Menschen, die sich von Derjenen liebten, getrennt, ich bin unglücklich, denn ich vergeblich vor Sehnsucht nach einem Weibe, von dem ich gar nicht wußte, daß ich es liebe, und das nie mit mir gehören darf. Am Morgen nach Ardas Flucht kam Seede zu mir und sagte: „Arda hat gestern abend das Haus verlassen und ist in die Fremde, weil sie Sie liebt.“

Das klang so schlicht und vorwurfsvoll, und ein schwaches Bittern war in seiner Stimme, das mir seinen Seelenschmerz verriet. Ich trat zu Seede und ersahnte seine beiden Hände und bat ihn um Verzeihung.

Und der herrliche, der gute Mensch mochte am Bittern meiner Hände gefühlt haben, wie ich leide. Er zog mich nach dem Sofa und setzte sich an meine Seite. Ich merkte, wie er mit den Tränen kämpfte, als er sagte: „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Brian. Ich liebe Arda mit heißem Herzen, der ich doch nur ihr Wesen kenne, und Sie sollten sie nicht lieben, wo Sie doch nicht bloß ihre herrliche Seele erkannten, sondern der Sie sahen und wußten, wie schön sie ist. Aber soll ich denen zürnen, die gleich mir das herrliche Meer lieben, wußt es so schön ist und so prächtig in seiner Art? Oder kann der Welpler den Tausenden zürnen, die alljährlich in seine Berge steigen und die schon Wochen vorher vor Sehnsucht krank werden, und die jeden Gipfel und jedes Tal lieben?“

Und als ich ihm sagte, daß ich nun auch fort wollte, ward er traurig und bat mich zu bleiben. Da bin ich denn gollieben all die Wochen des Sommers hindurch und wir sprachen täglich und stündlich eigentlich immer von Arda, obgleich wir nichts von ihr hörten. Und ich merkte, wie seine Angst um das Mädchen wuchs. Mit jedem Tage wurde er einsilbiger und trauriger. Wenn wir am Strande lagen und ich ihm vorlas, oder wenn ich im Gartenlauben-Atelier an meinem Bilde malte und ich Seede von München, von Italien oder von Ar erzählte, merkte ich, wie seine Gedanken abschweiften. Und dann bat er mich eines Tages, daß ich doch versuchen sollte, Ardas Aufenthalt zu ermitteln. Ich reiste darauf nach Hamburg, forschte und suchte, konnte aber Ardas Spur nicht finden. Ich wandte mich an ein Detektivbureau, das mir schon nach zwei Tagen Ardas Wohnung mitteilte.“

„Nun, Du schweigst, Rene?“
„Verzeih, Kun. Du wirst mich verstehen. Arda wohnte nach dieser Auskunft mit einem Schiffer zusammen, mit dem Petrow Eskander, von dem ich Dir auch schon schrieb.“

„Derselbe, der das kleine Haus am Strande durch Spiel erwarb?“
„Derselbe.“

Nun schwiegen beide lange Zeit und hingen ihren Gedanken nach, und Kun blickte zu Arda auf dem Bilde und studierte jeden Zug ihres Antlitzes und sagte dann: „Ich kann mir das nicht ausdenken.“

Rene antwortete: „Nun höre weiter. Ich schenkte natürlich auch den Ausgaben des Detektivs nicht Glauben, ich konnte es nicht, und machte mich auf den Weg, die Sache selbst zu ergründen. Es war ein schwerer Gang, Kun. Und als ich das finstere, hohe Haus am Stadelhörnsteet betrat, klopfte mir das Herz zum Zerpringen. Im dritten Stockwerk, bei einer Frau Schmidt, sollte Eskander wohnen. Ich läutete. Eine alte, saubere Frau öffnete, und ich fragte, ob ich Fräulein Jaszi sprechen könne. Die Alte mußerte mich eingehend, dann bat sie mich einzutreten.“

In ihrem Vorsaal nun erfuhr ich, daß Arda Jaszi tatsächlich bei ihr wohne, aber nicht zu Hause sei. Sie sei in der Klinik von Dr. Selle Hilfschwester und käme erst abends nach acht Uhr nach Hause. Die alte Vermieterin sprach begeistert von Arda. Alle die guten Eigenschaften, die ich ja längst kannte, zählte sie auf. Und als ich nach Petrow Eskander fragte, sagte sie mir, daß der Matrose von dem Tage ab, da er ihr Arda als Mieterin ins Haus gebracht, sich habe nie wieder blicken lassen. — Ich belohnte die Alte reichlich und versprach ihr goldene Berge, wenn sie recht gut für Arda forge und ihr nichts von meinem Besuch sagen wolle. Arda zu sehen, vermied ich, so schwer es mir auch wurde. Ich fuhr nun wieder nach meinem einsamen Fischerdörfchen und berichtete Seede Bahlsen über meine Expedition. Daß Arda allerdings auf eine mir noch unerklärliche Weise mit dem Fräulein zusammengelassen war, verschwieg ich ihm. Seede war glücklich, Arda so gut aufgehoben zu wissen, und hoffte, sie recht bald wieder in der Heimat begrüßen zu können.“

Und nun weilte ich noch drei Wochen bei Seede, und wäre wohl noch länger geblieben, wenn nicht Seede selbst die Heimat verlassen hätte.

Magnus Vollbrecht, der Pfarrer des Nachbardorfes, kam eines Morgens ins Haus und fragte Seede, ob er nicht die Stelle eines Schullehrers annehmen wolle. Sie bekämen in ihrem einsamen Strandorte keine Lehrkraft, und da könne Seede helfen. Er solle den Kindern erzählen und die Bücher erteilen, wozu er die Augen nicht brauche, und der Pfarrer wolle den anderen Unterricht erteilen.

Und Seede sagte zu voll freudiger Hoffnung, und ich begleitete ihn in sein neues Amt und hauste noch zwei Tage bei ihm. Und nun bin ich wieder hier in Berlin und will mein altes Leben beginnen. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht. Ich glaube es nicht, denn ich hänge zu sehr an diesen beiden Menschen: Seede und Arda.“

„Und Feodora von Braun? Hast du sie wieder getroffen?“
„Nein. Graf Gotheim, den ich vorgestern traf, erzählte mir, daß Feodora mit seiner Gattin in Wohldorf bei Friedrichsruh weile, aber wohl morgen oder übermorgen zurückkehren werde. Er hat mich dann so herzlich, sein erstes Saisonfest nächste Woche zu besuchen, daß ich zusagte. — Ich habe es längst bereut.“

„Aber warum, Rene? Du wirst dort sicher Frau von Braun treffen, und sie ist doch zweifellos der beste Balsam für deine Wunden.“

Rene lächelte und sagte: „Der Witz des Schicksals ist doch immer der originellste: Erst suche ich vor diesem Weibe und suche am Meere Hilfe, und jetzt suche ich das Weib, um mit ihr die Wunden zu heilen, die ich mir auf der Flucht vor ihr geschlagen habe.“

Und Kun sagte: „Daß du darüber lachen kannst, ist das beste Zeichen, daß du bereits über der Situation stehst. Es wird noch alles gut werden, Rene. Ich liebe mich bei dir zu Gast, ich will deine Genesung genießen.“

„Bravo, Kun. Mindestens drei Wochen bleibst du bei mir.“
„Rein, vier, Rene.“

Achtes Kapitel.

Die erste Saisonfestlichkeit bei Graf Gotheim war vorüber. Rene, der für die Welt Totgeglaubte, war mit ungeheurer Jubel aufgenommen worden, und Feodora von Braun hatte ihn besonders ausgezeichnet.

Aber Kun war in seiner Hoffnung, daß Rene nun wieder aufleben würde, getäuscht.

Am Tage nach Gothe's Fest war er niedergeschlagener denn je, und Kun konnte ihn nur mit Mühe bewegen, Feodoras Jourfix zu besuchen.

Frau von Braun bewohnte noch dieselbe Etage am Pariser Platz, die sie schon bei Lebzeiten ihres Gatten, der Unterstaatssekretär gewesen war, innegehabt hatte. Doch die großen Brüstfälle waren verodet und verstaubt, und Feodora benutzte nur noch einige Salons für sich.

Wöchentlich zweimal, Montags und Donnerstags, versammelte sie einen Kreis auserlesener Besucher um sich, darunter Namen von weltberühmtem Rang, und ihre Salons galten mit Recht als die ersten Berlins.

Feodora von Braun saß in ihrem Boudoir und las, als ihr der Diener Orst und Brian meldete. Sie schwanzte einen Augenblick, ob sie die Herren so zeitig, fast eine Stunde vor dem offiziellen Jourfix, empfangen sollte. Aber dann entschloß sie sich kurz: „Warten Sie die Herren in mein Boudoir.“

Während der Diener nach dem kleinen Wartesaal schritt, um Rene und Kun zum Eintritt zu bitten, trat Feodora schnell vor ihren großen venetianischen Silberglas-Spiegel, strich mit der Rechten über ihr unbraunes Haar, das in einer sanftgeschwungenen Welle über der Stirn lag, dann setzte sie sich in den Sessel vor ihrem kleinen Schreibtisch und griff zur Feder.

In diesem Augenblick öffnete der Diener die Tür, und die Herren traten ein.

Trotzdem es kaum dämmerte, waren doch die elektrischen Lampen entzündet, und sie warfen ein zart abgetöntes Licht über den Raum. Auch an Feodoras Schreibtisch glühte eine durch einen rotseidenen Schirm verdeckte Birne und übergoß sie seine Frau mit einem matten Schimmer.

Der Salon mit seinen zierlichen Möbeln, den unzähligen Nippes, den geschmückten Wänden und den geschliffenen Spiegeln sah aus wie eine große Puppenstube.

(Fortsetzung folgt.)

Dingelstedt-Erinnerungen.

Bum 100. Geburtstag von Franz v. Dingelstedt, 30. Juni.

Wo Franz v. Dingelstedt auch erschien, überall wirkte er durch seine ungewöhnliche und imponierende Erscheinung bedeutend und bestechend. Eine hohe Gestalt, ein dunkles glänzendes Auge, das reiche, auch im späteren Alter nur wenig gelichtete braune Haupthaar und der Bart ebenso wie die ganze Gestalt wohlgepflegt, die Stimme volltönend und wohlklingend; so machte er immer glänzende Figur. In seinem Betragen konnte er je nach den Umständen den Schriftsteller oder den Kavaliere herauskehren, wie sein Landsmann und Freund Julius Rodenberg hervorgehoben hat. Betonte er den Kavaliere, so war er fern und unnahbar und dann erschien er als stolz und hochmütig. Aber seinen alten Freunden gegenüber war und blieb er der alte Franz, ein gutartiger, herzlicher, lebensfroher Geselle, und wenn Dingelstedt wollte, so konnte er die Menschen tatsächlich, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln. Präzise erzählt, daß er in seinem Vorzimmer eines Tages auf eine Primadonna stieß, die ob ihrer Launen und Ansprüche der Schrecken der Bühnenleiter war. Im Vorübergehen rief sie ihm zu: „Kein, dieser Dingelstedt! Jetzt bin ich zu ihm gekommen, um ihm die Augen auszutragen, und beim Weggehen konnte ich mich nicht enthalten, ihm um den Hals zu fallen.“

Und es waren nicht nur die Primadonnen, auf die der Mann hineinwirkte. Als er einmal in Tarasj, dem Tal der Quellen und der Bize, Böttcherhospiz im welschen Engadin, wie er es selbst besungen hat, zur Kur weilte, da trat er in Beziehungen zu dem preussischen Minister v. d. Heydt und zu Lucius, dem späteren Lucius von Ballhausen, der bekanntlich nachher auch die Last und Ehre eines preussischen Ministeriums getragen hat, und die beiden Erzählungen waren völlig hingerissen von dem Geiste und der Unterhaltung des Wiener Hoftheaterdirektors, dessen Wisj, wie Lucius bemerkt hat, „wie Salz auf ihrer aller im Dienste trag gewordenen Sinn“ wirkte. Durch seine glänzenden Formen und seine geistvollen Unterhaltungen war Dingelstedt in ganz hervorragendem Maße zur Wirksamkeit auf dem Boden der Gesellschaft geeignet, und in Wien hat er dafür einen besonders dankbaren Schauplatz gefunden. Boran seiner Vorgänger auch nur im Traume gedacht hat, die Hofreise und das gewohnte Publikum der Hoftheater mit den wirkenden Kunstkräften in direkte Verbindung zu bringen, ihm gelang es. Beiden Teilen zum Vorteil. Seine gewinnende Lebenswürdigkeit brachte es zuwege, daß Hochadel, Intelligenz und Künstlerschaft sich wie gleichberechtigt auf dem Boden fühlten, der sie da vereinigte. Dingelstedt verstand es ja, aus seinem Köcher manchen witzigen Pfeil zu schießen, tat es wohl auch, aber die Spitze war nie vergiftet. Trotzdem fehlte es nicht an Leuten, die an seinen, zumeist ironisch gefärbten Bemerkungen Anstoß nahmen, und besonders kennzeichnend ist da der Ausgang einer Unterhaltung zwischen ihm und Laube, der Dingelstedt in München traf, wo er da-

mals Intendant war. In einem eifrigen Gespräch, dessen Kosten er allein bestritt, entwickelte Laube ihm alle möglichen Ideen über Theaterleitung, Stückwahl, Rollenbesetzung usw. Dingelstedt schwieg, und schließlich sagte er nur mit seinem kühlen, mehlistophelischen Lächeln: „Mir scheint gar, Sie nehmen die Sache ernst.“ Dies Wort hat ihm Laube niemals vergessen. Ein anderes seiner geistreichen Epigramme wirkt dadurch besonders pikant, daß es der oberste Leiter der Hofoper war, der es aussprach. Er sagte einmal: „Das Konzert ist ein überflüssiges, die Oper wenigstens ein notwendiges Übel.“ Es ist begreiflich, daß Dingelstedt bei dieser epigrammatischen Veranlagung ein ganz besonderes Talent zur Parodie hatte. Noch aus seine Frühzeit stammt die von Rodenberg aus seinem Nachlasse mitgeteilte Schilderung einer kleinstädtischen Resourcée und ihres Festes, die als Parodie auf Schillers Glocke geseht und wohl der geistvollste Versuch unter den zahlreichen dieser Art ist. Nicht minder amüsant ist das parodistische Gedicht auf den Einzug der Spielbanken in Baden, welches schon in der Ueberschrift einen parodistischen Ton ankündigt. Sie heißt: „Das Mädchen aus der Fremde“ und beginnt also: „In einem Haus im Schwarzwaldtale Erjchten in jedem jungen Jahr Beim ersten Frühlingssonnenstrahl Ein Mädchen schön und wunderbar... Belagert rings war seine Nähe Und alle Beutel wurden weit, Doch der Croupier aus seiner Höhe Entfernte die Vertraulichkeit.“ Und nicht minder unterhaltsam ist das als Parodie auf die „Naboyessische Totenkugel“ aufgemachte Spottgedichtchen „Der letzte Benior“: „Seht, da liegt er auf dem Sofa Wageredht liegt er da, So wie sonst, wenn er die Nova Aus Paris durchsah.“

Von seiner lebenswürdigsten Seite zeigt sich Dingelstedt in Berkehr mit seinen Freunden und wenn er von ihnen erzählt, findet er die glücklichen Töne. Wie reizend ist nicht die Schilderung jener Symposien, die er zusammen mit der von König Max am Harzstrande angesiedelten Fremden-, Künstler- und Gesehrienkolonie zu feiern pflegte. „Peuser (der Mediziner) galt nächst Diebig für die feinste Junge in unserer Kreise, der an Weintennern und Küchenrichtern nicht arm war und längst hinaus über den glücklichen Urzustand des Geschmacks, da alles, was knallt, Champagner heißt, alles was glimmt, Havana. Beide, Diebig und Peuser standen als geborene Süddeutsche für den Rheinwein ein, wogegen Dönniges, Sybel und ich zum Bordeaux, l'ami de l'homme, hielten... Unser deutscher Meistersinger, Emanuel Geibel, trant niemals etwas anderes, als den französischen besten aller Weine, Champagner. Als Spezialität in Bowlen glänzte Bischoff, der treffliche Anatom und Bhsstosoge. Eine Waldmeiher- oder Erdbeerbowle von ihm gebraut, auf der Menterische, so zuzagen: an der Quelle genossen, ringsum der heitere Franz unserer Frauen, Töchter, Kinder, bis auf die Kleinsten hinab, die sich im Graje balgten, zu unseren Füßen die rasch und hell dahinfließende Nar, über uns der grüne Wald und der tiefblaue Sommerhimmel, der sich über der Münchener Hochebene höher und fester als irgendwo in den deutschen Landen zu wölben scheint, zum Schluß ein Geiangsstück meiner Frau mit ihren unvergleichlichen Verchenkräften und Nactigallenkadenz, oder ein Improvisationswettbewerb zwischen Geibel, Bodenstedt und mir... o, über solche Stunden liegt ein Schimmer des höchsten Glückes.“

Humoristisches.

* Lebenswahr. Im Kino werden Bilder des römischen Straßenlebens vorgeführt, darunter auch Wagnahmen von der Straßenreinigung. Man sieht zwei Straßenkehrer auf dem Corso Vittorio Emanuele. „Sie bewegen sich ja gar nicht!“ ruft das Publikum. „Allerdings, das beweist die Ehrtheit der Aufnahme.“

* Ein sauberes Haus. Das Treppenhaus wird nur selten geegat und gereinigt, trotzdem hat der Portier einen Bettel ausgehängt: „Man bitte, sich die Schuhe zu säubern.“ Während und hochhaft ergänzt ein Mieter das Blat: „Nachdem man die Treppe herunter gekommen ist.“

Logograph.

Heurig durchflieg' ich die Liste als Bunklein, oft Klammern gebärend
Laube mein Haupt und sofort flücht' ich ins Wasser hinab.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselirungs in voriger Nummer:

Stör' nicht den Traum der Kinder,

Wenn eine Lust sie herzt:

Ihr Weh schmerzt sie nicht minder

Als dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,

Des Herz lüchzt nicht mehr flamm,

Im Antlig eine Falte,

Die aus der Kindheit stammt.

Leicht weilt die Plun', eh's Abend,

Weil achlos du verweist

Den Tropfen Tau, der labend

Am Morgen sie erfrischt.